

Helmuth Feilke (Gießen)

Schriftliches Argumentieren zwischen Nähe und Distanz – am Beispiel wissenschaftlichen Schreibens

Gliederung:

1. Nähe und Distanz – konstellativ und konzeptionell
2. Was man zum Argumentieren braucht – ein Modell
 - 2.1 Näheargumentation – Das pragmatische Minimum
 - 2.2 Distanzargumentation – eine kritische Größe
3. Wissenschaftliches Darstellen und Argumentieren
4. Erwerb als Paradigma des Ausbaus einer distanzsprachlichen Varietät

1. Nähe und Distanz – konstellativ und konzeptionell

Der Ansatzpunkt für die Argumentation dieses Aufsatzes liegt bei der Schriftlichkeit und hier bei einem Prototyp medial und konzeptionell schriftlicher Kommunikation, dem expositorischen, argumentierenden Text. Zwar steht in diesem Fall nach dem Modell von Ágel und Hennig (2006) für alle Parameter (R, Z, S, C, M) die distanzsprachliche *Konstellation* fest, aber darüber kann sich die *Konzeption* von Redesituationen in einem Als-ob-Modus leicht hinwegsetzen. Die sprachlichen Nähe- und Distanzmittel haben ein modellbildendes Potential, das es erlaubt, konzeptionelle Nähe bei konstellativer Distanz und umgekehrt zu erzeugen. Ich gehe zunächst auf diesen Zusammenhang näher ein.

Nähe und Distanz werden von Koch/Oesterreicher (1994; 2007) als universale Parameter menschlicher Kommunikation gesehen, die auf einer ersten Analyseebene anthropologisch fundiert sind (2007: 355). Was mit „anthropologisch“ dabei gemeint ist, wird nicht weiter thematisiert. In der Regel werden im Kontext der sogenannten biologischen Anthropologie damit Faktoren angesprochen, die als gattungsmäßige ‚natürliche Beschränkungen‘ bzw. auch Motive des Handelns und der Interaktion gelten. Im Bereich der Nähekommunikation stehen etwa vielfältige, auch körpersprachliche Ausdrucksmöglichkeiten zur Verfügung (Scollon/Scollon 1995), in der Distanzkommunikation dagegen kommt die menschliche Symbolfähigkeit zum Tragen: Eine weitgehen-

de Situationsablösung und stärkere verbale Durchstrukturierung des Ausdrucksverhaltens wird pragmatisch *obligatorisch*. Im Unterschied dazu *optional* und also kulturell wie einzelsprachlich kontingent können im Varietätenraum diaphasische, diastratische und diatopische Ausformungen hinzutreten. Hierzu zählt

- die kulturelle Differenzierung in dominant orale bzw. literale Kulturen (Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit); hierzu zählen auch
- die einzelsprachlichen Ausbauprozesse, wie sie mit der Verschriftlichung von Volkssprachen und nachfolgenden Standardisierungsprozessen bei der Ausbildung von nationalen Schriftsprachen einhergehen und hierzu zählt ebenfalls
- die Emergenz domänenbestimmter Diskurstraditionen mit funktional-pragmatisch ausgeprägten Sprachprofilen und Gattungstypiken, wie wir sie etwa – kulturell und sprachlich in unterschiedlicher Weise ausgeprägt – in der Domäne der Wissenschaft finden.

Eine anthropologische Grundkonstellation wird also von (kontingenten) kulturellen und sprachlichen Konstellationen überlagert. Dazu rechnen auch die medialen Konstellationen des Sprachgebrauchs. Texte und insbesondere konzeptionell schriftliche Texte sind danach in ihren Eigenschaften Produkte einer durch die Schriftlichkeit noch einmal verschärften, ‚objektiv‘ zerdehnten Kommunikationssituation (vgl. Ehlich 1994). Parameter des Ausbaus konzeptioneller Schriftlichkeit – etwa der Junktionsmittel – sind durch die spezifische Konstellation medial schriftlicher Distanzkommunikation motiviert und bedingt. So heißt es bei Koch/Oesterreicher:

Generell zeichnet sich Schriftlichkeit durch einen nahezu ausschließlich mit sprachlichen Mitteln hergestellten Typ von Textkohärenz aus, der eine durchstrukturierte semantische Progression und eine explizite Verkettung zwischen Sequenzen im Text erfordert. (1994: 590)

Auch dieses Zitat betont noch einmal die konstellativ motivierte Obligatorik bestimmter Sprachmittel schriftlicher Distanzkommunikation. Entsprechend sind für Koch/Oesterreicher bekanntlich Gesetzestexte Prototypen konzeptionell schriftlicher Texte. Sie sind auf maximale Kontextentbindung sowohl hinsichtlich situativer Umfeldbedingungen als auch hinsichtlich stillschweigend geteilter Wissens- und Verstehenskontexte angelegt. In dem Maße, in dem Propositionen sprachlich integriert werden, wird auch die Assertion pragmatisch gebunden. Es können Propositionszusammenhänge behauptet werden, bzw. umgekehrt betrachtet, *müssen* in einem Kontext rechtsverbindlicher Äußerungen, z.B. eines Vertrags, Propositionszusammenhänge geäußert

werden können, auf die sich die Vertragspartner wechselseitig festlegen und die für sie pragmatisch bindend sind. Niemand soll sich später zu seinem Vorteil auf kontingente, nicht versprachlichte Verstehensvoraussetzungen berufen können. Es zählt nicht der Common sense, sondern nur, was sprachlich ‚verbrieft‘ und ‚schwarz auf weiß‘ festgehalten worden ist.

Auch für die Wissenschaft gilt diese Konstellation: Was im Common sense als ein geteiltes Wissen selbstverständlich ist, darf hier gerade nicht als selbstverständlich unterstellt werden. Alle Verstehensvoraussetzungen kommen auf den Prüfstand einer methodisch-verfahrensmäßigen Absicherung von Aussagen über die Welt der Sachverhalte und Gegenstände. Im Common sense der Wissenschaft ist jede unbefragte Behauptung fragwürdig. Auch hier bilden sich historisch domänenspezifische sprachliche Mittel aus, die den damit verbundenen Explizitheits- und Explizierungserwartungen genügen können: Die Definitionsförmigkeit von Begriffen, die Hypothesenförmigkeit von Aussagen und ebenso die ‚Aufsatz‘-Förmigkeit von Texten können entsprechend als genuin konzeptionell schriftliche Prototypen wissenschaftlichen Darstellens gelten. Die sprachlichen Formen sind bei aller grundsätzlichen Konventionalität und Arbitrarität in hohem Maße funktional motiviert und also aus funktional-pragmatischen Konstellationen ableitbar.

Distanzsprachlichkeit und konzeptionelle Schriftlichkeit mit jeweils diskurshistorisch gebundenen sprachlichen Ausbauformen liegen in dieser Sicht an demselben Pol des konzeptionellen Kontinuums. Diese Sichtweise ist problematisch insofern sie ausblendet, dass sprachliche Verfahren der Nähekommunikation oder genauer, der konzeptionellen Evozierung kommunikativer Nähe hochgradig funktional auch in konstellativ distanzsprachlichen Kontexten sind. Dafür liefern die Literatur (Drama und Erzählliteratur) gleichermaßen Beispiele wie das schriftliche Argumentieren. Die sogenannte „sprechsprachliche“ Literatur etwa ist ein Problem für das konzeptionelle Kontinuum, wie Blank (1991) feststellt:

Sprechsprachliche Literatur wäre auf der Achse des Kontinuum-Modells tendenziell links von der Mitte einzuordnen, also in Richtung des nächsprachlichen Extrems [...] Man darf sich jedoch keinen Illusionen hingeben [...] Die Absicht, Nähesprache darzustellen, ist eine der Aporien moderner Literatursprache. (Blank 1991: 12)

Blank weist hier auf ein wichtiges Problem im Verhältnis von Konstellation und Konzeption hin: Auf den ersten Blick mag sprechsprachliche Literatur konzeptionell mündlich anmuten, aber von der Konstellation her betrachtet, bestimmen etwa beim Lesen eines Dramas eindeutig

distanzsprachliche Faktoren die Kommunikation zwischen Produzent und Rezipient, und zwar *physisch (Anwesenheit)*, *sozial (Bekanntheit)*, *referentiell (situativer Kontext)* und *elokutionell (Rollentauschoption)* (vgl. Blank 1991: 12ff.). Gleichwohl kann eine „Schein-Nähe“ (Blank 1991: 14) hergestellt werden, eine fiktive Nähe, die dem Leser etwa referentielle und soziale Nähe „vorgaukelt“ (ebd.), dabei jedoch in den textlichen und sprachlichen Verfahrensweisen genuine Schrifttechniken der Nähesimulation nutzt. Blank verweist als Beispiel auf das auktoriale Erzählen, das einerseits ohne jede Frage hinsichtlich der Mittelebene konzeptionell schriftlich ist, aber andererseits gerade aufgrund dieser literalen Professionalität die Unmittelbarkeit einer Nähesituation von Leser und Erzähler und damit konzeptionell Nähe evozieren kann. Man könnte in gleicher Weise die Techniken und Verfahren der literarischen Redewiedergabe von der Figurenrede, über die erlebte Rede bis zum inneren Monolog anführen, die geradezu ein Paradigma der Evozierung von Nähe – in diesem Fall zum Erleben einer Figur – mit genau dafür ‚gemachten‘ distanzsprachlichen Mitteln bilden.

Das hier angesprochene Problem ist also keinesfalls einem ‚Sonderfall ästhetischer Kommunikation‘ geschuldet. Es ist grundsätzlicher Natur. Es gibt eine genuin distanzsprachliche konzeptionelle Nähesprachlichkeit, eine Nähesprachlichkeit zweiter Ordnung, oder wie Ong (1990) schreibt, eine „sekundäre Oralität“. Sie anverwandelt nicht nur Mittel der gesprochenen Sprache, sondern bildet auch genuin schriftliche Gattungstraditionen und Sprachmittel aus. Darin ist sie eben nicht konzeptionell mündlich, sondern wäre im Gegenteil auf dem Kontinuum weit rechts anzusiedeln, gewissermaßen als konzeptionell schriftliches, aber eben nähesprachliches Komplement zu Distanzprototypen wie der Rechtsprache oder der Wissenschaftssprache. Auch die Dissertation von Betz (2004), die gesprochensprachliche Elemente in Tageszeitungen untersucht und feststellt, dass ihr Gebrauch stark zunimmt, rekurriert zwar darauf noch unter dem Konzept ‚konzeptioneller Mündlichkeit‘, macht aber zugleich deutlich, dass es um eine Simulation und Evozierung von Nähe in genuin distanzsprachlichen Kontexten geht. Den Aspekt des kompetenten literalen Spiels mit evozierten Kommunikationssituationen betont auch Adamzik (1993) in ihrer Analyse von Reiseführern.

Noch einmal anders formuliert: Jede dialogische Konstellation kann konzeptionell auf eine nichtdialogische übertragen werden. Sie tritt dann im Sinne Coserius als „Evokation“, also in einem ‚als-ob-Modus‘ auf. Mit den noch sehr vorsichtigen Worten Paul Goetschs:

Mündlichkeit in geschriebenen Texten ist nie mehr sie selbst, sondern stets fingiert und damit eine Komponente des Schreibstils und oft auch der bewuß-

ten Schreibstrategie des jeweiligen Autors. Das heißt aber, die fingierte Mündlichkeit lässt sich nicht allein nach Kriterien beschreiben und beurteilen, die für mündliche Kommunikationssituationen [...] gelten [...]; vielmehr muss auch ihr Bezug zur Schriftlichkeit gesehen und ihr Stellenwert als Bestandteil des geschriebenen Textes gewürdigt werden (Goetsch 1985: 203).

Freilich wird dieser mögliche Einwand auch von Koch/Oesterreicher gesehen und auch Blank (1991) schlägt zur Lösung der zitierten ‚Aporie‘ einen Rekurs auf Coserius Unterscheidung von universaler, einzelsprachlicher und diskursiver Ebene vor: Dass es fiktiv-mündliche, nächsprachliche Verfahren der Schriftlichkeit gibt, ist danach ein Sachverhalt auf der Ebene von Diskurstraditionen und berührt nicht die auf der Ebene der Einzelsprache gegebene Unterscheidung zwischen schriftsprachlicher und gesprochensprachlicher Norm, ebenso wie diese wiederum unterschieden werden muss von den Merkmalen, die von universalen (anthropologischen) Bedingungen des Sprechens determiniert sind. Diese methodologische ‚Lösung‘ der Aporie darf aber nicht den Blick auf die folgende Konsequenz für die linguistische Analyse von Texten verstellen:

Konzeptionelle Schriftlichkeit umfasst ebenso distanzsprachliche wie nächsprachliche Inventarien/Register/Prozeduren. In dieser Sicht sind nächsprachliche Verfahren der Schriftlichkeit dann gerade nicht aus der Mündlichkeit entlehnt oder einer vorgeblichen Re-Oralisierung geschuldet, sondern *genuin* konzeptionell schriftlich. Der ‚auktoriale Erzähler‘ z.B. oder die ‚in medias res‘-Eröffnung ebenso wie die invertierte ‚Figurenrede‘ oder die ‚stream-of-consciousness‘-Technik evozieren ‚Nähe‘, aber eben mit konzeptionell literalen Mitteln. Stets ist hier die kommunikative Praktik, der jeweilige Textkontext mit zu kontextualisieren. Das gilt auch für die Fälle, in denen scheinbar gesprochene Sprache ‚bloß‘ medial transferiert wird. Hier ist das Erzählen, dem die oben angeführten Verfahren zuzurechnen sind, ein prominenter Beispielbereich, aber die Überlegung gilt freilich für alle Gattungen bzw. Texttypen. Damit komme ich zum Argumentieren.

2. Was man zum Argumentieren braucht – ein Modell

Was zeichnet im Unterschied zum Argumentieren unter Bedingungen kommunikativer Nähe die schriftliche Distanzargumentation aus? Und wie wird hier wiederum kommunikative Nähe evoziert? Die Fragestellung interessiert mich unter dem Aspekt des Erwerbs der entsprechenden Fähigkeiten.

Beim Erwerb entwickelter konzeptionell schriftlicher Fähigkeiten, insbesondere beim wissenschaftlichen Schreiben, ist der angesprochene Bereich in hohem Maß kritisch: Einerseits kennzeichnet die Fähigkeit, einen Leser einzubinden, einen fortgeschrittenen Stand der literalen Kompetenz. Der Schreiber hat die Fähigkeit, die Involvierung des Lesers in seine Argumentation schriftlich zu evozieren: Hierzu zählt das antizipierende Reagieren auf mögliche Gegenargumente über fiktiv dialogische Prozeduren und ebenso der Appell an gemeinsame Werte und Wissensbestände, der weitgehend über implizite Kohärenzmechanismen erfolgt.

Andererseits besteht eine besondere Schwierigkeit beim Erwerb wissenschaftlichen Schreibens und Argumentierens gerade darin, dass bereits fortgeschrittene Schreiber sich nun hochgradig domänenspezifische Diskursnormen aneignen müssen, die die bisher aufgebauten Konzepte einer erfolgreichen Nähe-Evozierung nachhaltig in Frage stellen: In der Sache ist jegliche Referenz auf Common sense fragwürdig und in der Darstellung wird vom Schreiber verlangt, dass er seine Methodik und sein Vorgehen expliziert und also stets signalisiert, was er gerade tut. Wissenschaftlich muss er sich seinem Gegenstand methodisch distanziert nähern, und dies bestimmt auch das Schreiben selbst. Die Schreiber müssen in gewisser Weise Fähigkeiten wieder abbauen oder ausblenden, die sie bereits erworben haben. An deren Stelle treten auf den Erkenntnisprozess bezogene Textroutinen wissenschaftlichen Darstellens und Argumentierens.

2.1 Näheargumentation - Das pragmatische Minimum

Was macht nun im ersten Zugriff nächsprachliches Argumentieren aus? Ich möchte dies am folgenden Beispiel erläutern:



Abbildung 1: Nähesprachliches Argumentieren

Das Beispiel zeigt ohne Zweifel eine medial schriftliche Äußerung, die aber konzeptionell auf eine Nähekonstellation bezogen ist. Das „pragmatische Minimum“ in der Überschrift spielt hier darauf an, dass schriftliches Argumentieren für sich genommen sprachlich weniger Aufwand fordert, als man zu denken geneigt ist: Dass das Schild keine bloße Wörterliste ist, kein an die Hundebesitzer gerichteter Appell der Schafe, sondern ein argumentativer Text, ist erst zu erschließen. Auch die Struktur der Argumentation selbst ist vollkommen inferentiell. Sie ist weder deiktisch, noch sprachstrukturell in irgendeiner Weise gestützt. Der Text stellt wie selbstverständlich ab auf einen common ground des Argumentierens und auf die Vertrautheit mit den für das Verstehen geforderten Inferenzen. Man kann leicht zeigen, dass für das Verständnis und die Produktion dieses kurzen Textes ein ganzes Spektrum argumentationsrelevanter, auch sprachlicher Kompetenzen gefordert ist. Hierzu zählen: *Werte und Weltwissen* z. B. darüber, dass Eigentum verpflichtet, dass Schafe potentiell die Gejagten und Hunde die Jäger sind. Es zählt dazu auch eine *Argumentstrukturkenntnis* und eine *Argumentheuristik oder Topik*. Ohne dies wäre es nicht möglich, „Schafe“ als *Argument* zu erkennen, das für die *Begründung* einer möglicherweise strittigen *Forderung* ins Feld geführt wird. Hier handelt es

sich um Grundkompetenzen des Argumentierens, die von der Nähe-/Distanz-Unterscheidung weitgehend unabhängig sind.

2.2 Distanzargumentation – eine kritische Größe

Welche spezifischen Kompetenzen kommen für eine elaborierte schriftliche und also auf dem Kontinuum stärker distanzsprachliche - Argumentation nun hinzu?

Hierfür sei ein auf das erste Beispiel bezogenes, fiktives Beispiel angeführt:

1	Verehrte Inselgäste,
5	Wir bitten Sie, Ihre Hunde im Naturschutzgebiet anzuleinen, da sie hier grasende Schafe gefährden. Auch geschützte Vögel werden an ihren Brutstätten durch herumlaufende Hunde gestört.
10	Wir bitten um Ihr Verständnis. Zwar braucht jeder Hund auch den freien Auslauf, aber auf der Insel geht es um die Grundregeln des Tierschutzes in einem hochsensiblen Gebiet.
15	Liebe auf unserer, mit über 3 Millionen Sommergästen überaus dicht bevölkerten Ferieninsel jeder Hundefreund seinen Hund frei laufen, ist auch bei gut erzogenen Hunden nicht auszuschließen, dass es zu weiteren Gefährdungen von Tier und Mensch kommt.
20	Auch ein Maulkorb unterdrückt den Jagdinstinkt Ihres Hundes nicht, geschweige denn stets zu erwartende Panikreaktionen brütender Seevögel.
	Aber, es ist vorgesorgt: Für den freien Auslauf von Hunden stehen auf der Insel ausgewiesene attraktive Flächen zur Verfügung. Erkundigen Sie sich bei der Kurverwaltung!
	Tragen Sie zum Erhalt der Insel, ihrer Menschen und Tiere bei! Wir danken für Ihr Verständnis und ihren Beitrag zum Naturschutz!
	Verstöße gegen die Naturschutz-Ordnung der Insel können mit einem Bußgeld von bis zu 300.- Euro geahndet werden.
	Obere Naturschutzbehörde Schleswig-Holstein, Amt Hörnum

Es sind nach meiner Auffassung vor allem drei Bereiche, die sich funktional-pragmatisch leicht ableiten lassen, die den Ausbau im Übergang zur Distanzkommunikation bestimmen. Sie sind als „konzeptionell-literale Kompetenzen“ in der unteren Hälfte von Abbildung 2 dargestellt.

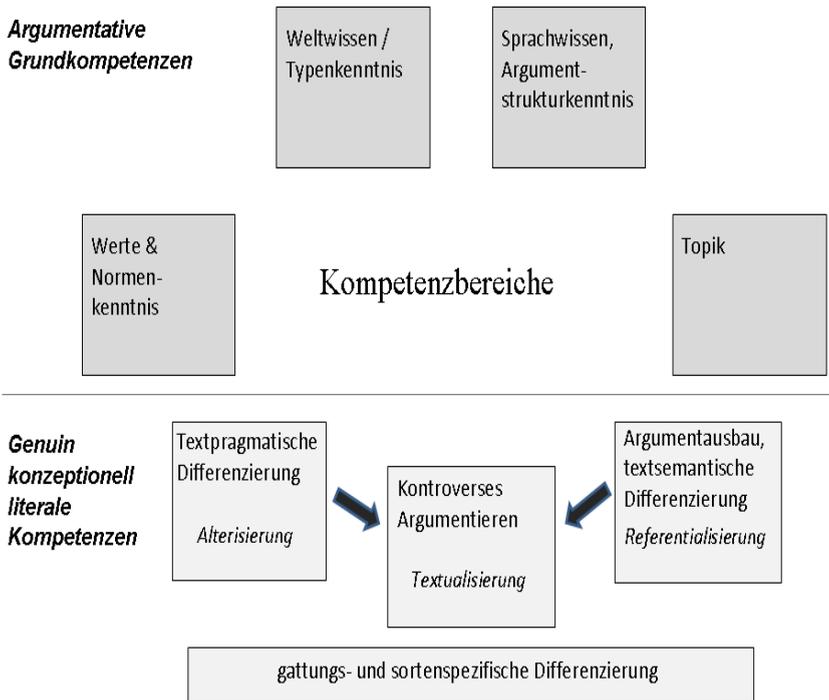


Abbildung 2: Kompetenzbereiche des Argumentierens

- Im Hinblick auf den *Adressaten* (Alterisierung) kommt neben expliziten Gliederungssignalen, die den Text im Blick auf Anfang und Schluss pragmatisch rahmen, insbesondere eine – stark textsortenabhängige – sprechaktbezogene Differenzierung hinzu. Neben der Aufforderung selbst finden sich im Beispiel Bitten, ein Ratschlag, Dank und auch eine Drohung. Der Text besteht aus einem pragmatisch vergleichsweise komplexeren Illokutionsgefüge. Dazu kommt eine explizit metakommunikative Strukturierung mit Mitteln der Lesersteuerung und Adressatenansprache.
- In Hinblick auf die *Sachdimension* (Referentialisierung) wird das ursprüngliche Argument ausgeweitet, weitere Instanzen – hier die brütenden Seevögel – kommen hinzu. Überdies werden die Argumente weitergehend kontextuiert, indem zusätzliche in der referentiellen Dimension relevante Randbedingungen des Arguments integriert werden (Naturschutzgebiet, Brutstätten, dicht bevölkerte Insel etc.).

- Schließlich der m. E. zentrale Punkt, der in Abbildung 2 im mittleren Feld unten unter „Textualisierung“ ausgewiesen ist. Die Textualisierung betrifft die texttyp- oder gattungsspezifische Elementarfunktion: Sie ist das integrative Moment sowohl des Bezugs auf die Sachen (Referentialisierung) als auch der Interaktionsregulierung und des kommunikativen Bezugs auf den Adressaten (Alterisierung). Bezogen auf argumentative Texte steht hier zentral die Fähigkeit zu *kontroverser Argumentieren*. Der Beispieltext zeigt Verfahren und Versprachlichungstechniken, die darauf bezogen sind, diese *elementare Funktion des Texttyps* „Argumentation“ unter den Bedingungen einer Distanzkommunikation zu sichern. Hierzu gehört das Inventar einer fingierten Dialogizität, die es ermöglicht, erwartbaren Widerspruch textlich zu organisieren und auf die eigene Argumentation zu beziehen. Dies setzt eine Beherrschung von Mitteln kontroversen, konzessiven und hypothetischen Argumentierens voraus, wie sie in den Zeilen 6–14 des Beispiels vorkommen. Gemeint sind Formen wie *zwar – aber* (*Konzessivkonstruktion*); *ließe X – dann Y* (*hypothetisches Argument*); *X nicht – geschweige denn Y*. Sie zeichnen sich durch einen sogenannten ‚paired focus‘ aus, weshalb sie auch entsprechend als komplexe Konstruktionen geprägt sind (vgl. Feilke 2007): Eine der beiden Komponenten formuliert eine Proposition, die einem potentiellen Opponenten zugeschrieben wird, die andere formuliert mit unterschiedlicher logischer Beziehung dazu eine Proposition im Sinne der eigenen Position. Ganz ähnlich in der Funktion können auch sogenannte Vor-Vorfeldbesetzungen wirken wie in Zeile 13 „*Aber, es ist vorgesorgt ... [Satz]*“, die – gewissermaßen dem Leser entgegenkommend – schon den pragmatischen Status des Folgesatzes anzeigen (vgl. Sturm 1998). Über solche quasi-dialogischen Verfahren wird der Leser argumentativ involviert.

Im Erwerb literaler Kompetenz ist insbesondere dieser letzte Bereich ausweislich zahlreicher Untersuchungen kritisch (Brassart 1992; Piolat et al. 1999; Stein/Bernas 1999; Flower et al. 2000; Leitao 2003). Es fällt Schreiben außerordentlich schwer, alternative Positionen und Argumente in einem virtuellen Dialog in den eigenen Text zu integrieren. Die Fähigkeit, gleichermaßen konzeptionell schriftlich und dialogisch-kontrovers zu argumentieren, ist schwer zu erwerben.

Für das Funktionieren von Wissenschaft ist die Kontroverse essenziell (vgl. Dascal 2003; Liebert/Weitze 2006). Entsprechend kann für wissenschaftliches Darstellen und Argumentieren gefolgert werden, dass auch hier die Fähigkeit, Kontroversen zu referieren und die eigene

Forschungsposition im Kontext kontroverser Positionen zu verorten, elementar ist. Dies ist Thema eines aktuellen Projekts innerhalb des Gießener Forschungsschwerpunkts „Kulturtechniken und ihre Medialisierung“. Dabei untersuchen wir den Erwerb wissenschaftlicher Kontroversenkompetenz exemplarisch im Kontext einer allgemeiner angelegten Forschung zu „Textroutinen“ und sogenannten „literalen Prozeduren“. Textroutinen sind idiomatisch geprägte *Verfahren* konzeptioneller Literalität. Als Prozeduren vermitteln sie zwischen dem individuell bestimmten, jeweiligen Prozessaspekt des Schreibens einerseits und den konventionellen Anforderungen an das Produkt andererseits. Im Unterschied zu Schreibroutinen wie Planungs- und Überarbeitungsroutinen sind Textroutinen als sprachliche Werkzeuge stets semiotisch konfundiert und manifestieren sich in rekurrenten Oberflächenkonstellationen. Wie auch bei Ágel/Hennigs Begriff der „Verfahren“ (2007: 185ff.) sind Textroutinen pragmatisch motivierte einzelsprachliche Merkmalskomplexionen.

3. Wissenschaftliches Darstellen und Argumentieren

Wissenschaftliches Argumentieren ist stets rückgebunden an die spezifischen Wertorientierungen der Domäne und die sich daraus ergebenden Anforderungen an Textproduktion und Rezeption. Die Domäne ist ihrerseits Teil einer Kultur und gliedert sich nach innen in unterschiedliche Wissenschaften, die durchaus verschiedenen Standards folgen können. Es ergibt sich ein inklusives Verhältnis der Bereiche Kultur, Domäne, Textproduktionssituation und schreibendes Individuum, wie es das folgende, eine Darstellung Hausdorfs abwandelnde, Schema zeigt:

Kontext	Beispiele für Einflussfaktoren
Kulturraum	Leitende Werte, Einstellungen zu Texten und zum Textproduzieren, kulturspezifische Denkstile und Textmusterprägungen (Jakobs 1999: 220ff.)
Handlungsraum Wissenschaft (Domäne)	Normen & Konventionen, Interessen und Organisation gesellschaftlich-sozialer Handlungsbereiche etc. (ebd. 234ff.) fachliches Denkkollektiv
Textproduktionssituation	Aufgaben und Genrezkonzepte Umgebungsbedingungen: Zeitbeschränkungen, Beschaffenheit von Quellen, Arbeitsplatz, Zugriff auf Fachliteratur, Arbeitsmedien etc. (ebd. 262ff.)
Textproduzent	Wissen, Können und Voreinstellungen: Ziele, Motivation, Interesse (ebd. 293ff.)

Abbildung 3: Inklusionsmodell Wissenschaft (basierend auf Hausdorf 2005: 32).

„Ist es nicht das erste Zeichen des wissenschaftlichen Mannes, daß er die Sprache der Wissenschaften zu reden versteht?“ (Weinrich 1985: 3), so zitiert Harald Weinrich den Mediziner Rudolf v. Virchow aber was heißt das? Ich mache im Folgenden den – sicher noch unausgereiften – Versuch, das gezeigte Inklusions-Schema so auszubuchstabieren, dass sich in mehreren Schritten verschiedene, meines Erachtens domänentypische Textkonstitutionsverfahren ableiten lassen. Der Zusammenhang von Wertorientierungen, Textverfahren und Kommunikationsformen als Erkenntnisformen wird in der Wissenschaftstheorie vielfach eng gesehen, etwa bei Ludwik Fleck, aber auch Jan Assmann, u.a. Dies bestimmt auch die folgende Argumentation:

In neuzeitlicher und moderner Wissenschaft wird wissenschaftliche Erkenntnis an die Leitwerte der Originalität und Intersubjektivität gebunden. *Originalität* bezieht sich darauf, dass nur neues Wissen zählt. Das geschieht zum einen durch Verfahren der Kritik bestehenden Wissens, vor allem aber durch das Explorieren der Welt, die Erzeugung von Beobachtungsdaten und deren Interpretation durch Modell- und Begriffsbildung. Das sind immer auch sprachliche Verfahren: Dafür muss man nur an die Diskussion zu Metapher und Analogie als Verfahren der Modellbildung, an die sprachlich-textuellen Verfahren der Begriffsbildung und Definition oder an die Rolle von Glossen und Glossaren als Verfahren der Kritik denken.

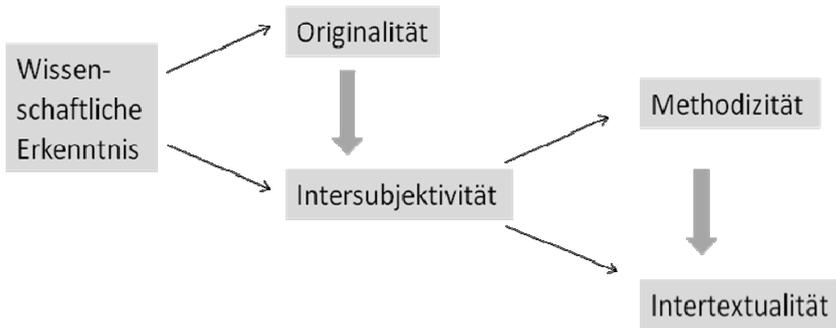


Abbildung 4: Distanzkommunikation und Leitwerte im Wissenschaftssystem

Entscheidend ist aber nicht neues Wissen an sich, das kann etwa auch aus der Literatur oder der Intuition stammen, entscheidend ist die Rückbindung an den Wert der *Intersubjektivität*. Das neue Wissen muss für alle gelten können. Intersubjektivität ist nicht einfach Objektivität. Sie ist das Ergebnis eines sozial-kommunikativen Prozesses, in dem die legitime Zuordnung von Beobachtungsdaten zu Begriffen und Hypothesen erst konsensuell hergestellt werden muss. Wissenschaft funktioniert nur im „Denkkollektiv“ (Fleck 1980). Intersubjektivität heißt auch: Die Erkenntnis an sich zählt wenig oder nichts. Im Denkkollektiv legitimiert ist sie nur als methodisch gewonnene Erkenntnis (*Methodizität*). Die Methode sichert retrospektiv (diagnostisch) wie prospektiv (prognostisch) für jedes Subjekt die Nachvollziehbarkeit des Weges zu einem Beobachtungsdatum oder zu einer Schlussfolgerung. Methodizität wiederum ist rückgebunden an *Intertextualität*. Eine für die Forschung relevante Frage muss erst als solche ausgewiesen werden. Dies ebenso wie die Methoden der Datengewinnung, Auswertung etc. funktioniert nur in der Rückbindung an den Diskurs des jeweiligen Denkkollektivs. Intertextualität und Methodizität sind konstitutiv für Verfahren wissenschaftlichen Darstellens und Argumentierens. Der Anspruch der Methodizität bezieht sich deshalb auf die Verfahren der Erkenntnisgenerierung ebenso wie auf die Darstellung von Erkenntnissen in Texten. Dies ist unmittelbar auch linguistisch relevant und erklärt m. E. die beobachtbare Standardisierung im Bereich wissenschaftlicher Publikationsformen.

Wissenschaftliche Texte funktionieren dabei nicht einfach als symbolische Darstellungen des Wissens zu einem Thema. Sie funktionieren gleichermaßen auch ikonisch und indexikalisch. Der wissenschaftliche Aufsatz vor allem ist in seinem Aufbau ikonisch motiviert durch den Forschungsprozess selbst. Für den Leser soll der Weg zur Erkenntnis

im Wortsinne nachvollziehbar sein. Idealerweise gelangt er durch das Lesen des methodisch geordneten Aufsatzes zum gleichen Erkenntnis wie der Forscher durch seine Methode. Zugleich muss der Text auch indexikalisch als *Anzeichen* der Wissenschaftlichkeit funktionieren können. Jeder legitime Satz zur Sache muss zugleich anzeigen können, dass er der Sphäre der Wissenschaft angehört. Das Methodizitätspostulat bricht das unmittelbare Erkenntnisverhältnis zu den Sachen. Es fordert pragmatisch *zunächst* (s.o. ‚erstes Kennzeichen‘) eine kommunikative Leistung, nämlich den genauen methodischen Ort, den Gesichtspunkt und den Zugang im Prinzip zu explizieren und zwar kontinuierlich für jede Textäußerung. Erst durch diese *explizite Selbstreflexivität* erfolgt der Ausweis des epistemischen Status als wissenschaftlicher Textäußerung. Eine vor allem im jüngeren Kontextualismus verortete Forschung hat – ähnlich unserem Konzept wissenschaftlicher Textroutinen – hierfür das Konzept des „academic metadiscourse“ entwickelt (vgl. z.B. Hyland 2005; Hempel/Degand 2007). Das ist zugleich ein rituelles Element. Die darauf bezogenen Textroutinen sind einerseits jeweils darstellungsmethodisch motiviert; andererseits machen sie konnotativ gewissermaßen den ‚Pastoralton‘ der Wissenschaft aus.

Ein Beispiel ist etwa die folgende Übersicht aus Hempel/Degand (2007: 6) zu sogenannten „frame markers“. Darunter verstehen die Autoren Elemente, die auf die Textstrukturierung bezogene Handlungen explizieren. Im Blick auf solche frame markers weisen sie korpuslinguistisch nach, dass sie in wissenschaftlichen Texten, verglichen mit journalistischen und literarischen Texten, eine deutlich höhere Frequenz haben.

Proposal for a categorisation of frame markers

Frame markers

Sequencers	Introduce a new sequence	
-Spatial	-Relative to space	<i>On the one hand ... on the other hand</i>
-Temporal	-Relative to time	<i>First ... then ... finally</i>
-Numerical	-Relative to enumeration	<i>Firstly ... secondly ...</i>
Topicalisers	Introduce a new subject	<i>Concerning X ...</i>
Illocution markers	Indicate the author's illocutionary act	<i>Before doing X, let us do Y, I will now come to ...</i>
Reviews/previews	Anticipate or repeat a stage in the text	<i>In section 3, ...</i> <i>In this chapter, I have ...</i>

Abbildung 5: Frame Markers (Hempel/Degand 2007: 6)

So wie Wissenschaft also sozial-kognitiv erst durch ein methodisch gebrochenes Erkenntnisverhältnis möglich wird und dies daher unbedingt einfordert, wird sie entsprechend kommunikativ erst möglich durch ein methodisch bzw. metadiskursiv gebrochenes Darstellungs-

verhältnis. Dies fordert stets die gleichzeitige bzw. doppelte Referenz auf die Sache und auf ihren epistemischen Status in Methode und Darstellung. Kommunikativ wie kognitiv fordert wissenschaftliches Darstellen damit *Distanzierungsleistungen*, die in entsprechenden Textroutinen ihren Niederschlag finden. Die dadurch in Gang gesetzte Ausdifferenzierung von selbstreferentiellen Verfahren und sprachlichen Mitteln kann man als „Epistemifizierung“ des Darstellens und Argumentierens fassen. Aus diesen Überlegungen leiten wir – zunächst rein hypothetisch und ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Überschneidungsfreiheit – ein Spektrum von Textroutinen für Wissenschaftstexte systematisch ab, wie es die folgende Skizze zeigt:

Wertorientierungen	Kritische Leitdifferenzen	Prozeduren
Originalität 	Tradition – Innovation	Modellbildungsprozeduren (Analogien) Begriffsbildung (Klassifizierungs- & Exemplifizierungsprozeduren) Definitionsprozeduren Konklusionsprozeduren Kritikprozeduren
Intersubjektivität 	Subjekt – Objekt Gewissheit - Ungewissheit	Deagentivierung (z.B. verfassersreferentielle Prozeduren) Modalisierungsprozeduren ('Boosters', 'Hedges')
Methodizität 	Aspekt - Gegenstand	Gliederungsprozeduren Verfahrenexplizierende Prozeduren Perspektivierungsprozeduren
Intertextualität	Eigen - Fremd	Kontroversenverfahren/Konzessionsprozeduren Referierprozeduren Zitationsprozeduren

Abbildung 6: Wertorientierungen und wissenschaftliche Textkonstitution

Die linke Spalte in Abbildung 6 gibt den Wertbezug an, der sich jeweils auf eine Leitdifferenz bezieht (Spalte Mitte). So ist etwa für den Wert der ‚Intertextualität‘, das heißt die Hochschätzung und entsprechend die Obligatorik des Bezugs auf den Forschungsdiskurs die Unterscheidung von *eigen vs. fremd* zentral und in besonderem Maße kritisch. Entsprechend haben sich hierfür – zum Teil hochgradig konventionelle – Textroutinen (Spalte rechts) ausgebildet.

4. Erwerb als Paradigma des Ausbaus einer distanzsprachlichen Varietät

Der Erwerb wissenschaftlicher Textkompetenzen ist in der Forschung nahezu Neuland (vgl. Feilke/Steinhoff 2003). Die ersten beiden Dissertationen zum Thema sind eben erschienen (Steinhoff 2007; Pohl 2007). Ausweislich beider Arbeiten bestimmt der Erwerb einschlägiger Text-routinen sehr stark den Fortschritt des Erwerbs. Grundlage der Arbeit Steinhoffs ist ein Gießener longitudinales Korpus von ca. 300 studentischen Hausarbeiten, primär aus den Fächern Geschichte, Literaturwissenschaft und Linguistik, ergänzt um ein fachlich analog differenziertes Expertentextekorpus von 90 Zeitschriftenaufsätzen. Außerdem ausgewertet wurde ein journalistisches Teil-Korpus aus COSMAS.

Die Resultate der Arbeit belegen den Prozess einer Epistemifizierung der Textproduktion mit zunehmender Schreiberfahrung in der Domäne Wissenschaft. Ich möchte dies an einem Beispiel der Verwendung und des Ausbaus von Referier-routinen zeigen. Hierfür verwende ich Material aus dem Kontext eines Projekts unter dem Titel „Schreib- und Text-routinen: Kultur-, fach- und medien-bezogene Perspektiven“, das ich zusammen mit Prof. Katrin Lehnen an der Universität Gießen durchführe. Was unter Referier-routinen verstanden werden kann, wird exemplarisch an folgendem Gesprächsausschnitt zwischen zwei Studierenden des 1. Semesters deutlich, der einem Korpus von Schreibinteraktionen entstammt (vgl. Lehnen 2000). Die Studierenden hatten den Auftrag, gemeinsam eine Zusammenfassung zu einem Aufsatz zu verfassen.

„A: solln wir das eigentlich so nach dem motto machen irgendwie so als wenn wir ÜBER den text schreiben also *zuerst wird die und die these vorgestellt* oder solln wir also so tun als wenn das auf unserm mist gewachsen ist also so ehm *diese these ehm dieser these stän- steht entgegen das und das* denn ich mein ...

B: nee ich weiß nich ne normale zusammenfassung halt.“

Das Beispiel zeigt eine Routinen-Thematisierung durch die Studentin A. Sie schlägt ihrer Partnerin zwei Varianten vor, indem sie – jeweils mit ‚also‘ angekündigt – zwei Routinen in ihrer Formel- und Musterhaftigkeit zitiert (kursiv ausgewiesen). Klar erkennbar wird auch der unterschiedliche metadiskursive Status der Routinen expliziert: „als wenn wir ÜBER den text schreiben“ vs. „als wenn das auf unserm mist gewachsen ist“. Während der Studentin A bewusst ist, dass die beiden Routine-Varianten einen unterschiedlichen epistemischen Status des

Geschriebenen indizieren, kann ihre Partnerin damit offenkundig nur wenig anfangen.

Als zweites Beispiel – ebenfalls auf Refererroutinen bezogen – sei ein Resultat aus der Untersuchung Steinhoffs angeführt. Steinhoff hat für seine Dissertation u.a. Zitierkonstruktionen ausgewertet, bezogen auf das Muster [Eigenname/Proform – verbum dicendi – Zitat], also z.B. „*Schneider (1976: 12) bemerkt dazu ...*“.

Die folgende Abbildung 7 zeigt die Entwicklung des Musters bei demselben Studenten zwischen dem 1. und 10. Semester, hier nur bezogen auf die beteiligten verba dicendi. Während im ersten Semester als verba dicendi fast nur *schreiben* und *formulieren* vorkommen, die drei Viertel aller Fälle ausmachen, ist das Spektrum im 10. Semester deutlich differenzierter. *Schreiben* als verbum dicendi hat nur noch eine type-token-ratio von 0,05, während es im ersten Semester bei dieser Konstruktion noch die Hälfte aller verba dicendi insgesamt ausmachte. Die Liste der Verben des 10. Semesters zeigt deutlich die fortschreitende Epistemifizierung: Während im ersten Semester die Verben auf den Schreibakt an sich referieren, qualifizieren die Verben des 10. Semesters die folgenden Zitate dominant hinsichtlich ihrer epistemischen Funktion: *Unsicherheit betonen, Glaubwürdigkeit untermauern, vermuten, einräumen*, etc.

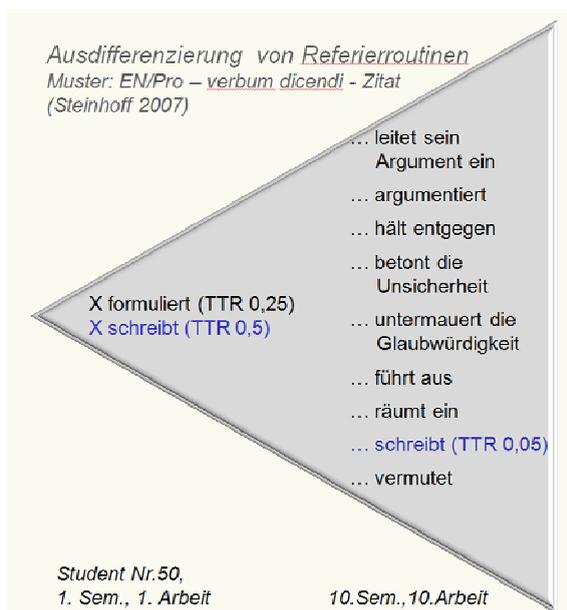


Abbildung 7: Epistemifizierung von Refererroutinen im Erwerb

Was bedeuten solche Beobachtungen im Blick auf die Nähe-Distanz-Problematik? Zu raum-zeitlichen Distanzparametern kommen in der Wissenschaftskommunikation spezifische soziale und vor allem kognitive hinzu. An die Stelle der nähesprachlichen Berufung auf Evidenz und Common sense tritt für den wissenschaftlichen Autor – wie bereits dargelegt – ein ganzes Spektrum von Textverfahren wissenschaftlichen Darstellens und Argumentierens. So kann durch Referiererroutinen der epistemische Status von intertextuellen Referenzen für die eigene Argumentation expliziert werden. Dem Leser wird signalisiert, welchen epistemischen Stellenwert der Autor dem Zitat für die jeweilige Argumentation beimisst. Die Daten belegen damit exemplarisch den Ausbau eines Inventars genuin literaler, metadiskursiver Textroutinen im Erwerb. Diese aber können vom Lernen nur in Abhängigkeit vom Grad der Enkulturation in den wissenschaftlichen Diskurs bzw. wissenschaftliche Diskurse als relevant erkannt werden.

Das möchte ich abschließend an zwei Textausschnitten aus unserem Gießener Korpus illustrieren, die zeigen können, wie der Übergang von nahe- zu distanzsprachlichen Textroutinen stattfindet. Wichtig erscheint mir hier der Hinweis darauf, dass auch nähesprachliche Textualisierung gleichwohl konzeptionell literal im Sinn der Argumentation im ersten Kapitel dieses Aufsatzes geprägt sein kann. Der Erwerb ist ein Paradigma des Ausbaus konzeptionell distanzsprachlicher Mittel und Verfahren in einem bis dahin eher konzeptionell nähesprachlich bestimmten, gleichwohl aber konzeptionell literalen Repertoire sprachlicher Mittel.

Es geht vielfach nicht darum, dass die Studierenden nicht ‚schreiben‘ könnten. Das gibt es ohne Zweifel *auch*. Vielmehr ist das Problem, dass die Studierenden mit in der nicht-wissenschaftlichen Schriftlichkeit erfolgreichen und bewährten Mitteln in der Wissenschaft nicht adäquat handeln. Das folgende Textbeispiel entstammt der ersten Arbeit einer Studentin im 2. Semester.

A) Jeder hat schon einmal von Agatha Christie gehört, der Queen der Detektivliteratur. Es gibt wohl auch kaum jemanden, der noch nicht eine dieser schwarz-weiß Verfilmungen mit ihrer Romanheldin Miss Marple, dargestellt von Margaret Rutherford, gesehen hat. Doch ist sie wirklich die Miss Marple, die Rutherford geschaffen hat, oder ist die wahre Jane Marple vielleicht ganz anders? (*Studentin 1, 1. Arbeit, 2. Semester, Literaturwissenschaft*)

Die Verfasserin stellt eine konzeptionell literale und in diesem Sinn distanzsprachliche Kompetenz unter Beweis. So hat der zweite Satz eine komplexe integrative Syntax: einen Attributsatz mit eingebettetem Präpositionalattribut, in das wiederum ein Partizipialattribut eingebettet ist.

Zugleich funktioniert der Text jedoch nächsprachlich, ohne deshalb aber konzeptionell mündlich zu sein. Vielmehr wird eine den Leser involvierende kognitive Nähe hergestellt. Die Verfasserin greift dafür auf bewährte argumentative Prozeduren zurück: Hierzu gehören die Common sense-Appelle in den beiden ersten Sätzen, ebenso die rhetorische Frage und die epische Vorausdeutung im letzten Satz. Die Themenexposition der Seminararbeit appelliert an geteiltes Wissen und baut Spannung auf. Das Verfahren ist in Einleitungen der ersten Studienphase (1.–3. Sem.) weit verbreitet, aber es entstammt einer anderen Domäne, was durch Recherchen im Journalistenkorpus gestützt wird. Wissenschaftlich ist es deplaziert. Textroutinen dieser Art, gerade auch rhetorische Fragen, sind nach Steinhoff (2003: 43) empirisch ein deutliches Kennzeichen von Novizen-Arbeiten.

Eine wichtige Grundlage für das Verständnis auch des wissenschaftssprachlichen Erwerbs formuliert deshalb Slobin in seiner These „New functions are first expressed by old forms“ (1973: 184). Novizen im Studium stützen sich auch in den neuen Anforderungszusammenhängen auf in ihrer Schrifterfahrung bewährte, alte Formen.

Ganz anders sieht die Themenexposition in der 16. Arbeit derselben Studentin im 10. Semester aus:

B) „Sprache ist Teil des gesellschaftlichen Verhaltens“, behauptet G. H. Mead. [FN] Gesellschaftliches Verhalten ließe sich demnach vice versa in den Normen und Konventionen von Sprache wiederfinden. [...] Am Beispiel des bürgerlich geprägten Idioms „sich amüsiert Haben“ soll der Frage nachgegangen werden, welche Funktion Sprache als sozial markiertes Phänomen für die bürgerliche Selbstdarstellung und die Inszenierung bürgerlicher Standesrepräsentation zukommt. Doch bevor eine Analyse durchgeführt werden kann, soll in dem nun folgenden Abschnitt dieser Arbeit erörtert werden, was unter dem Begriff Bürgertum zu verstehen ist. (*Studentin 1, 16. Arbeit, 10. Semester, Linguistik*)

Statt eines Common sense-Appells wird in Beispiel B über ein Zitat ein intertextueller Kontext geschaffen und zugleich über das *verbum dicendi* „behauptet“ eine Kontroversenposition eröffnet, die über den Konjunktiv des Folgesatzes in einem ebenfalls bei Experten verbreiteten Muster als zu prüfende Hypothese markiert wird. Auffällig sind im Weiteren verfahrensexplizierende Prozeduren (*soll der Frage nachgegangen werden, soll erörtert werden*), über die die Verfasserin von der Themenexposition sehr routiniert zur Gliederung ihrer Arbeit überleitet. Ich komme abschließend zu zwei weiteren Beispielen. Hier habe ich zwei Texte verschiedener Studierender aus demselben Semester (5. Semester) zum selben Thema ausgewählt. Beide Studierenden haben ihre Hausarbeit über Angela Kepplers Buch „Tischgespräche“ (1994)

geschrieben. Die zitierten Passagen geben die gleiche textfunktionale Einheit der Arbeiten wieder. Es geht um die Begriffsexplikation des ‚Familiengesprächs‘.

A) Somit ereignet sich im Leben einer Familie vieles, auf das später oder früher wieder Bezug genommen wird. Sicherlich haben Familien viele gemeinsame Erinnerungen, aber möglicherweise hat ein bestimmtes vergangenes Ereignis für ein Familienmitglied einen größeren Stellenwert als für ein anderes. Durch die Wiederbelebung eines vergangenen Geschehnisses, das vielleicht gar nicht allen Familienmitgliedern präsent ist, erhält das Vergangene für alle Mitglieder der Familie wieder einen größeren Stellenwert und wird in das Familiengedächtnis aufgenommen (5. Semester, Thema „Tischgespräche“, *Kepler 1994*).

B) Zunächst läßt sich feststellen, daß es sich bei diesen Geschichten um „rekonstruktive Verfahren“ handelt, d. h. daß in ihrem Verlauf in der Regel vergangene Ereignisse rekapituliert werden. Zwar handelt es sich meist auch um Geschichten, die der Erzähler selbst erlebt hat, jedoch muß dieser nicht auch zwangsläufig die Hauptperson in der Geschichte sein. Charakteristisch für Geschichten im Rahmen von Tischgesprächen ist folglich der subjektive Ton, in dem sie der Erzähler vorträgt: „Wichtigste strukturelle Merkmale der selbsterlebten Geschichten sind demnach Stützung auf Wissen aus erster Hand und ein stärkerer persönlicher Charakter als etwa bei sog. ‚Alltags – oder Chronikerzählungen‘ [...]“ [im Original Zitatnachweis] (5. Semester, Thema „Tischgespräche“, *Kepler 1994*)

Beispiel A thematisiert den Gegenstand ohne jeden epistemischen Vorbehalt. Die Ausdrücke ‚vergangenes Ereignis‘, ‚vergangenes Geschehnis‘ oder schlicht ‚das Vergangene‘ referieren gleichermaßen epistemisch ungebrochen auf einen Sachverhalt, dessen Dignität gerade in Frage steht und dessen Konstruktivität das Thema von Keplers Untersuchung ist.

Im Unterschied dazu zeigt Beispiel B schon musterhaft das Verfahren einer epistemischen und isomorph auch sprachlichen Distanzierung des Gegenstandes. Hierzu zählt die epistemische Explizierung der Äußerungsillokution „feststellen“ ebenso wie die Reformulierung des terminus technicus. Thema ist der Fachbegriff „rekonstruktives Verfahren“, dem die selbsterlebte Geschichte im Tischgespräch subsumiert wird.

Es wird aber auch etwas anderes deutlich: während Schreiber A – wenn auch epistemisch naiv – bei der Sache ist und zur Sache argumentiert, kommt bei Schreiber B, außer einer etwas dürren begrifflichen Zuordnung in der Substanz eher wenig heraus. Epistemifizierung heißt nicht automatisch, dass der Text auch mehr Substanz hätte. Es bedeutet zunächst nichts anderes, als dass er mehr Merkmale einer konzeptionell distanzsprachlichen Gattung aufweist.

Literatur

- Adamzik, Kirsten (1993): Dialogische Elemente in Reiseführern. In: Löffler, Heinrich (Hrsg.): Dialoganalyse IV. Referate der 4. Arbeitstagung Basel 1992, Bd. 1. Tübingen: Niemeyer, 169–176.
- Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (2006): Theorie des Nähe- und Distanzsprechens. In: Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hrsg.) Grammatik aus Nähe und Distanz. Theorie und Praxis am Beispiel von Nähertexten 1650-2000. Tübingen: Niemeyer, 3–31.
- Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (2007): Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. In: Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (Hrsg.): Zugänge zur Grammatik der gesprochenen Sprache. Tübingen: Niemeyer, 179–214.
- Assmann, Jan (1997): Das kulturelle Gedächtnis. München: Beck.
- Betz, Ruth (2004): Gesprächensprachliche Elemente in deutschen Zeitungen. Dissertation. Würzburg.
- Blank, Andreas (1991): Literarisierung von Mündlichkeit. Louis-Ferdinand Céline und Raymond Queneau. Tübingen: Narr.
- Brassart, Dominique-Guy (1992): Negotiation, Concession and Refutation in Counterargumentative Composition by Pupils from 8–12 Years Old and Adults. *Argumentation* 6: 77–98.
- Dascal, Marcelo (2003): Epistemology, Controversies, and Pragmatics. <http://www.tau.ac.il/humanities/philos/dascal/papers/dascal3.htm>
- Eggs, Ekkehard (2000): Vertextungsmuster Argumentation. Logische Grundlagen. In: Brinker, Klaus et al. (Hrsg.): Text- und Gesprächslinguistik. Bd. 1. Berlin/New York: de Gruyter, 397–414.
- Ehlich, Konrad (1994): Funktion und Struktur schriftlicher Kommunikation. In: Günther, Kartmut/Ludwig, Otto (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its use. Bd. 1. Berlin/New York: de Gruyter, 18–41.
- Feilke, Helmuth (1996): Sprache als soziale Gestalt. Ausdruck, Prägung und die Ordnung der sprachlichen Typik. Frankfurt a.M.
- Feilke, Helmuth (2003a): Textroutine, Textsemantik und sprachliches Wissen. In: Linke, Angelika/Ortner, Hanspeter/Portmann-Tselikas, Paul R. (Hrsg.): Sprache und mehr. Ansichten einer Linguistik der sprachlichen Praxis. Tübingen: Niemeyer: 209–229.
- Feilke, Helmuth (2003b): Entwicklung schriftlich-konzeptueller Fähigkeiten. In: Bredel, Ursula/Günther, Hartmut/Klotz, Peter/Ossner, Jakob/Siebert-Ott, Gesa (Hrsg.): Didaktik der deutschen Sprache. Ein Handbuch. Paderborn: Schöningh, 178–192.
- Feilke, Helmuth (2007): Syntaktische Aspekte der Phraseologie: Construction grammar und verwandte Ansätze. In: Burger, Harald/Dobrovolskij, Dmitrij/Kühn, Peter/Norrick, Neal R. (Hrsg.): Phraseologie/Phraseology. Bd. 1. Berlin/New York: de Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft), 63–76.
- Feilke, Helmuth/Steinhoff, Torsten (2003): Zur Modellierung der Entwicklung wissenschaftlicher Schreibfähigkeiten. In: Ehlich, Konrad/Steest, Angelika (Hrsg.): Wissenschaftlich schreiben – lehren und lernen. Berlin/New York: de Gruyter, 112–128.

- Fleck, Ludwik (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Flower, Linda/Long, Elenore/Higgins, Lorraine D. (2000): Learning to Rival. A Literate Practice for Intercultural Inquiry. Philadelphia: Erlbaum.
- Gledhill, Christopher J. (2000): Collocations in Science Writing. Tübingen: Narr.
- Goetsch, Paul (1985): Fingierte Mündlichkeit in der Erzählkunst entwickelter Schriftkulturen. In: *Poetica* 17, 202–218.
- Hausdorf, Carsten (2005): Integratives, ganzheitliches Modell und Werkzeug zur wissenschaftlichen Textproduktion. Dissertation. Erlangen-Nürnberg <http://www.opus.ub.uni-erlangen.de/opus/volltexte/2005/125/> (Stand 5.10.2008).
- Hempel, Susanne/Degand, Liesbeth (2007): Sequencers in different text genres: Academic writing, journales and fiction. In: *Journal of Pragmatics* (in Press).
- Howarth, Peter A. (1996): Phraseology in English Academic Writing. Some Implications for Language Learning and Dictionary Making. Tübingen: Niemeyer.
- Hyland, Ken (2005): Metadiscourse. Exploring Interaction in Writing. London/New York: Continuum.
- Jakobs, Eva-Maria (1999): Textvernetzung in den Wissenschaften. Zitat und Verweis als Ergebnis rezeptiven, reproduktiven und produktiven Handelns. Tübingen: Niemeyer.
- Keseling, Giesbert (1993): Schreibprozeß und Textstruktur. Empirische Untersuchungen zur Produktion von Zusammenfassungen. Tübingen: Niemeyer.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hrsg.): Schrift und Schriftlichkeit. Writing and Its Use. Bd.1. Berlin/New York: de Gruyter, 587–603.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (2007): Schriftlichkeit und kommunikative Distanz. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 35, 346–375.
- Lehnen, Katrin (2000): Kooperative Textproduktion. Zur gemeinsamen Herstellung wissenschaftlicher Texte im Vergleich von ungeübten, fortgeschrittenen und sehr geübten Schreiberinnen. Dissertation. Bielefeld.
- Lehnen, Katrin/Jakobs, Eva-Maria (2003): Writing well online. Talent isn't enough. Netzspezifische Schreibkompetenz. In: Ehlich, Konrad/Steets, Angelika (Hrsg.): Wissenschaftlich schreiben – lehren und lernen. Berlin/New York: de Gruyter, 391–407.
- Leitao, Selma (2003): Evaluating and Selecting Counterarguments. *Studies of Children's Rhetorical Awareness*. In: *Written Communication*, Vol. 20 No. 3, July 2003, 269–306.
- Liebert, Wolf-Andreas/Weitze, Marc-Denis (Hrsg.) (2006): Kontroversen als Schlüssel zur Wissenschaft? Wissenskulturen in sprachlicher Interaktion. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Ong, Walter J. (1990): *Orality and Literacy. The Technologizing of the Word*. Padstow: T.J. Press, [erste Auflage 1982, Nachdruck von 1990].
- Piolat, Annie/Roussey, Jean-Yves/Gombert, Anne (1999): The Development of Argumentative Schema in Writing. In: Andriessen, Jerry/Coirier, Pierre (Hrsg.): *Foundations of Argumentative Text Processing*. Amsterdam: Amsterdam University Press, 117–135.
- Pohl, Thorsten (2007): Studien zur Ontogenese wissenschaftlichen Schreibens. Tübingen: Niemeyer.

- Scollon, Ron/Scollon, Suzanne (1995): Somatic Communication: How Useful is 'Orality' for the Characterization of Speech Events and Cultures? In: Quasthoff, Uta M. (Hrsg.): Aspects of Oral Communication (Research in text theory 21). Berlin/New York: de Gruyter, 19–29.
- Slobin, Dan I. (1973): Cognitive Perequisites for the Development of Grammar. In: Ferguson, Charles A./Slobin, Dan I. (Hrsg.): Studies of Child Language Development. New York et al.: Holt, Rinehart and Winston, Inc., 175–208.
- Stein, Nancy L./Bernas, Ronan (1999): The Early Emergence of Argumentative Knowledge and Skill. In: Coirier, Pierre/Andriessen, Jerry (Hrsg.): Foundations of *argumentative* text processing. Amsterdam: Amsterdam University Press, 97–116.
- Steinhoff, Torsten (2003): Wie entwickelt sich die wissenschaftliche Textkompetenz? In: Der Deutschunterricht 3, 38–47.
- Steinhoff, Torsten (2007): Wissenschaftliche Textkompetenz. Sprachgebrauch und Schreibentwicklung in wissenschaftlichen Texten von Studenten und Experten. Tübingen: Niemeyer.
- Sturm, Martin (1998): Mündliche Syntax im schriftlichen Text - ein Vorbild? Zum Tageszeitungskommentar in „Frankfurter Rundschau“, „Rhein-Zeitung“ und „BILD“. In: LiST No. 7, http://w3.ub.uni-Konstanz.de/kops/schriftenreihen_ebene2.php?sr_id=10&la=en, (Stand 1.10.2008).
- Swales, John (1990): Genre Analysis. English in Academic and Research Settings. Cambridge: Cambridge University Press.
- Weinrich, Harald (1995): Sprache und Wissenschaft. In: Weinrich, Harald/Kretzenbacher Leo (Hrsg.): Linguistik der Wissenschaftssprache. Berlin/New York: de Gruyter, 3–15.